

die **Stadtmission**

MAGAZIN DER EVANGELISCHEN STADTMISSION HALLE / SAALE



**UNSICHERHEIT
IN DER KRISE**

INHALTS- VERZEICHNIS

01/20

1

Einführung

- 4 **Andacht**
Wie ein Baum
- 6 **Editorial**

2

Unsicherheit in der Krise

- 8 Eine Zeit lang unsichtbar
- 10 Schutzbedürftig
- 12 Auf einmal Ruhe
- 14 Seitenwechsel
- 16 Schutz und Sicherheit
- 19 Selbstbestimmt
- 20 Am Fenster
- 21 Hilfe in der Not
- 22 Zeit zum Nachdenken
- 23 Speiserad
- 24 Impressum

WIE EIN BAUM

„Der ist wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen...“ Gedanken in den Tagen der Epidemie 2020

Liebe Leserinnen und Leser,

Maria steht am Fenster. Sie hat es weit geöffnet. Sie schaut hinaus. Die Sonne scheint hell und klar. Der Himmel ist wolkenlos. Einige Leute sind unterwegs. Sie halten Abstand.

Nach einer Weile geht Maria vom Fenster weg. Sie setzt sich in ihren alten Sessel. Sie schaut vor sich hin. Den Fernseher und das Radio hat sie ausgeschaltet. Die stündlichen Nachrichten nerven sie. Ständig werden neue Zahlen zu dieser Krankheit und ihren Opfern veröffentlicht. Dazu kommen Aussichten zu Wirtschaft und Finanzen, Arbeitsplätzen und Schulen, Krankenstationen und Pflegeheimen. Die vielen Meinungen verwirren. Sie widersprechen sich. Man redet von „Kontaktsperr“, „Isolationshaft“, „Risikogruppen“. Maria fragt sich: Was kann ich tun? Hilft Abstand halten, Hände waschen und Mundschutz tragen? Sie lacht leise vor sich hin. In Filmen verstecken Gangster ihr Gesicht, wenn sie eine Bank überfallen. In ihrer Straße empört man sich, wenn Frauen ihre Gesichter verschleiern.

Eigentlich müsste Maria aufstehen und einkaufen gehen. Aber sie hat alles, was nötig ist. Viel braucht sie nicht. Gestern haben die jungen Leute von nebenan ihr etwas mitgebracht. Sie ist dankbar und zufrieden. Sie ist nicht einsam.

Maria denkt „Ich lebe wirklich in einem reichen Land!“. Ihre Rente reicht aus. Von ihrem Geld kann sie sogar etwas spenden. Sie weiß, der Wohlstand hat seinen Preis. Diese Epidemie bedroht vor allem die Armen, auch die Menschen in den Flüchtlingslagern. Warum nehmen wir sie nicht auf, vor allem die Kinder ohne Eltern? Stattdessen werden Grenzen geschlossen. Das kann die Krankheit nicht aufhalten. Die macht keine Unterschiede. Sie schert sich nicht um arm oder reich, unten und oben. Sie fragt nicht nach Weltanschauungen, Religionen, Parteien, bestimmten Menschengruppen. Maria hört und liest, in unserem Lande wurden einige Freiheiten eingeschränkt. Manches davon versteht sie nicht. Wird hier und da nicht doch übertrieben? Aber sie spürt auch ihre große Unsicherheit und die anhaltende Gefahr. Die Verbote und Anordnungen sind also doch nötig? Können sie die Gesundheit der Leute schützen und die Epidemie wenigstens abschwächen?

Die Kinder und Enkel können sie nicht besuchen. Es kommt auch sonst niemand auf ein Tässchen Tee oder Kaffee vorbei.



ANDREAS RIEMANN
Pfarrer

Aber wie lange kann sie das aushalten? Zu ihrer Frisöse müsste sie mal wieder.

Plötzlich kommt ein Vogel geflogen. Er landet auf ihrem Fensterbrett. Er guckt ins Zimmer. Er frisst von den Körnern. Die hatte Maria am Morgen ausgestreut. Dann fliegt er davon. Was war das für einer? Er hatte rote Federn an Brust und Bauch, schwarz auf dem Kopf und an den Flügelspitzen, grau am Rücken?

Unvermutet denkt sie: Wie prächtig und vielfältig ist doch die Natur. In einer Zeitung hat sie gelesen, Lebewesen ernähren und schützen sich gegenseitig. Die Pflanzen leben zusammen. Ihre Wurzeln sind miteinander verflochten. Sie warnen einander. Sie leiden gemeinsam. Für viele Tiere sind sie die Heimat.

Maria geht so gerne durch den nahen Wald. Ihr ist er nicht unheimlich wie in manchen Kinder- und Hausmärchen erzählt wurde. Die Bäume sind wie sie. Sie wachsen und gedeihen. Sie haben Narben. Sie erleben Krankheiten und Sterben. Umso mehr freut sie sich an den Farben und Formen. Es rauscht, raschelt und knistert. Sie meint, die Pflanzen sprechen und singen doch miteinander. Da kann sie aufatmen und Ruhe finden. Sie schöpft Kraft für ihren Körper und ihre Seele. Sie liebt Bäume. Sie freut sich am „Unkraut“, Kürzlich wurden die letzten Bäume vor ihrem Fenster abgesägt. Erst wollte man neue Leitungen verlegen, dann die Straße erweitern und Radwege verbreitern.

Die Natur ist auf dem Rückzug. Urwälder und Dschungelgebiete werden in Brand gesetzt und gerodet. Man braucht noch mehr Flächen für Rinder und Felder für Soja und Raps. Der Mensch baut seine Dörfer und Städte im großen Umfang aus. Die Lebensräume der Tiere werden eingeengt. Irgendwann kommen sie dann in die Siedlungen der Menschen.

Maria schreckt hoch. Sie hat gehört, wenn die Bäume sterben, hat das Folgen für das Klima. Fehlt uns allen irgendwann die Luft zum Atmen? Wie war das denn mit den anderen Epidemien, Pest und Cholera, der Spanischen Grippe, dann mit der Krise der Weltwirtschaft, der Banken?

Wer hat das alles verschuldet? Ihre Nachbarin sagt, das sind die Anderen, die Juden, die Muslime, die Flüchtlinge. Dahinter steckt eine große Verschwörung. Die Fremden wollen unseren Staat zerstören. Manche meinen, man will uns alle total überwachen. Wieder andere behaupten, das ist doch alles gar nicht so schlimm mit der Epidemie. Das mit der Umweltzerstörung stimmt so auch nicht. Und dieser Staat taugt nichts, die Demokratie erst recht nicht.

Maria merkt, die Krankheit überdeckt so vieles. Vor Jahren war sie selbst lebensbedrohlich erkrankt. Das hat ihr

Leben bestimmt. Dann ist auch ihr Mann gestorben, plötzlich und unerwartet, nach der letzten gemeinsamen Geburtstagsfeier.

Da fällt ihr der Glaube an Gott schwer. Vom Beten hält sie nicht viel. Die Krisen ihres Lebens haben ihr das Gottvertrauen genommen. Wenn es Gott überhaupt gibt, dann ist er wohl fern und verborgen, stumm und machtlos. Er greift nicht ein. Seine Engel sind entlassen. Sein himmlisches Büro ist geschlossen. Anträge werden nicht bearbeitet oder abschlägig entschieden.

Oder straft Gott doch mit Krankheiten und Katastrophen? Ist er zornig, weil der Mensch so hochmütig ist, uneinsichtig, besessen von Ich-Sucht und Besserwisserei? Will der Mensch Gott sein? Maria ist nicht fromm. Doch manchmal liest sie abends in der Bibel ihrer Eltern. Hier und da finden sich Lesezeichen, kleine Kärtchen, Notizen am Rande, viele Fragezeichen. Sie steht auf und sucht das Buch. Eine Weile hält sie es in der Hand. Dann schlägt sie es auf. Sie findet die Psalmen. Sie liest Psalm 1: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder... Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit. Und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät ihm wohl...“. Das liest sie, einmal, noch einmal. Bei jedem Satz erinnert sie sich an ihre eigenen Gedanken. Wer sind heute die Gottlosen? Wer sind die Sünder nah und fern? Gehöre ich dazu? Habe ich auch Schuld? Was wird nach der Krise sein? Was werden wir gelernt haben? Das hat sie am Telefon ihren ältesten Enkel gefragt. Seine Antwort war prompt: „Nichts!“

Das will und kann Maria nicht glauben. Ihr Leben lang hat sie gelernt: Ich, Maria, mit meinen achtzig Jahren bin wie ein Baum, am Wasser gepflanzt. Meine Frucht ist Zuversicht und Hoffnung und Mut. Ich bin nicht alleine. Zusammen mit den Anderen im Hause, in der Straße, am Ort, hierzulande werde ich diese Zeit gestalten. Ich werde auf alle und mich selbst achten und leben. Maria steht auf! Sie ist immer wieder aufgestanden.

Sie guckt sich in ihrem Zimmer um. Im Regal steht eine Karte. Bei einem Ausflug mit der Volkssolidarität haben sie sich eine Kirche angesehen. Da hing ein Kreuz mit dem sterbenden Jesus. Aber das Kreuz sieht nicht aus wie ein Todespfahl. Jemand hatte einen Lebensbaum gestaltet, damals, vor langer Zeit. Maria sieht, wie aus seinen Seiten große Blätter wachsen. Es sind goldene Triebe. Sie betrachtet das Bild. Ihre Gedanken wandern weiter. Maria, ist eine von uns, eine wie du und ich.



ANSTRENGUNGEN FÜR ALLE

Liebe Leserinnen und Leser,

natürlich waren die letzten Monate in der Stadtmission auch geprägt von der Pandemie, vom Virus Corona. Die Stadtmission musste wie viele andere Einrichtungen der Wohlfahrt ihre Einrichtungen schließen, musste ein Betretungsverbot für die Werkstätten umsetzen, die Beschäftigten durften nicht auf „Arbeit kommen“, mussten entweder in ihrer Häuslichkeit bzw. im Heim bleiben. Die Heimbewohner konnten die Heime nicht verlassen und keine Besucher empfangen. Alle Aktionen der Stadtmission waren darauf ausgerichtet die Infektionsgefahr so gering wie möglich zu halten, die Hygienepläne zu erstellen und umzusetzen. Wir sind dankbar, dass bis heute keine Krankheitssymptome aufgetreten sind. Ja es war und ist eine anstrengende Zeit für Klienten, für die Kinder in der Kindertagesstätte der Stadtmission und deren Eltern, für die Beschäftigten, die keine Angebote zur Arbeit in den Werkstätten für eine Tagesstruktur erhalten, für die Mitarbeiter der Stadtmission deren Kinder in Kindertagesstätten und oder Schulen gehen und nun zu Hause sind.

Lassen Sie mich kurz zurückblicken. Als Paul Gehrhardt im Jahr 1653 den Text „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben, schau an der schönen Gärten Zier und siehe wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben“ schrieb, tobte der 30jährige Krieg, der viel Leid, Schrecken, Tod und unendliche Zukunftsangst in der Bevölkerung verursachte. Zumal im Jahr 1653 in Wittenberg dazu noch die Pest ausbrach. Es war eine Apokalypse, ein Grauen, ein gefühlter Untergang für die Menschen damals. Und dennoch erkannte Paul Gerhardt seinen Gott in der Schönheit der Schöpfung. Gott, der mit uns ist. Der Leben und Liebe schenkt. Daraus hat Paul Gerhardt Mut und Hoffnung geschöpft.

Die Pandemie hat sicher auch unsere Gesellschaft verändert. Auch wenn immer noch viele Christen Gottesdienste nicht gemeinsam feiern können, die Osternacht nicht miteinander erfahren konnten, zuhause isoliert waren, war es und ist es ein wieder sensibleres Aufeinander zugehen. Es gilt wieder,



ERNST-CHRISTOPH RÖMER
Vorstandsvorsitzender
Evangelische Stadtmission Halle e.V.



»Ich bin dankbar für die Unterstützung!«

den Anderen bewusst zu achten, Regeln einzuhalten und dadurch niemanden zu gefährden. Die Erfahrungen in der Zeit der Pandemie machen Hoffnung auf ein gemeinsames verantwortungsvolles Zusammensein in unserer Gesellschaft und gibt Zuversicht, doch gemeinsam durch diese seltsame Zeit zu gehen.

Dankbar bin ich, dass die Kommunal- und Landespolitik die Einrichtungen der Wohlfahrtspflege unterstützt und finanziert haben, dass die Einrichtungen nicht geschlossen wurden und die Mitarbeiter nicht die Regularien der Kurzarbeit in Anspruch nehmen mussten. So können wir die Arbeit sowohl in den Werkstätten als auch in der Kindertagesstätte langsam wieder aufnehmen, das Kontaktverbot in den stationären Einrichtungen wird wieder aufgehoben. Die Bewohner dürfen wieder Besuch empfangen und in die Stadt gehen - soweit sie die Regularien einhalten.

So hoffe ich, dass sich die Pandemiesituation weiter entspannt. Wie wird es weiter gehen? Allemal spannend, herausfordernd und anders. Auf jeden Fall wird die Stadtmission jeden Menschen mit ihren Angeboten wenn notwendig unterstützen. Dies ist bei der Tafel und in der Wärmestube, der Suchtberatung als auch im Rahmen der Seelsor-

ge, des Wohnens und in der Arbeit im Integrationsbetrieb Alpha-Tischlerei und in den Werkstätten immer möglich. Die Evangelische Stadtmission ist OFFEN FÜR ALLE.

Ich wünsche Ihnen einen schönen Sommer, auch wenn er sicher anders sein wird. Ich bin sicher, es wird auch für Sie eine Vielzahl von unerwarteten Situationen geben, da die Pandemie für uns alle eine neue Herausforderung ist.

Passen Sie auf sich auf und seien Sie achtsam gegenüber den Anderen. Schöpfen Sie, wie Paul Gerhardt, Mut und Hoffnung aus dem Glauben.

Ernst-Christoph Römer

EINE ZEIT LANG UNSICHTBAR

Viele Menschen waren unsichtbar und sind es zum Teil bis heute. Unsere Kraft muss jetzt dafür eingesetzt werden, dass die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wieder sichtbar werden können und selbst entscheiden wie sie ihr Leben gestalten wollen.

Seit vielen Wochen haben wir eine Ausnahmesituation in Deutschland. Eine Pandemie, in Asien beginnend, hat auch Europa erreicht. Auf einmal waren schnelle Entscheidungen für sehr viele Menschen, einen ganzen Staat zu treffen. Manche Kommune reagierte schneller, als das Entscheidungen auf Bundesebene getroffen wurden. Die Stadtmission war von einem Tag auf den anderen Tag mittendrin im Geschehen. Wie müssen wir mit der Situation umgehen? Was ist zu veranlassen? All das schwirrte in unseren Gedanken, ebenso die Medienberichte und Szenarien wie das Virus weltweit wütet.

Wir haben eine kleine Gruppe gebildet, die sich vom 16. März bis 22. Mai täglich und seit 25. Mai zweimal wöchentlich trifft, um die Sachlage in den Einrichtungen und Diensten der Stadtmission zu besprechen. So war es möglich den Kontakt zu den Gesundheitsämtern, zu den Pandemiestäben der Stadt Halle und des Landkreises Saalekreis zu koordinieren, Schutzausrüstung und Desinfektionsmaterialien zentral zu ordern und zu verteilen. In der akuten Phase der Pandemie waren die Sachlagebesprechungen geprägt vom Organisieren notwendiger Prozesse

und Materialien. Vieles konnte man im Vorfeld nicht einschätzen, stetig gab es neue Probleme, die gelöst werden mussten. Man musste manchmal sehr kreativ sein und improvisieren, um sich den Herausforderungen stellen zu können. So kauften wir die ersten Schutzanzüge in einem Baumarkt, einige Schutzmasken erwarben wir bei einer Supermarktkette über eine Online-Bestellung und als unser Anbieter von Hygienematerialien nicht liefern konnte, unterstützte uns eine Apotheke aus Leuna/Günthersdorf mit selbst hergestelltem Desinfektionsmittel.

Unser Alltag war geprägt von sich ständig verändernden Situationen und erheblichen Eingriffen in unserer Handlungs- und Entscheidungsfreiheit.

Besonders bewegend waren die rigorosen Einschnitte in das persönliche Leben der Menschen, das Hineinregieren des Staates per Gesetz in unser Privatleben. Aufgewachsen im Osten von Deutschland fühlte man sich zurückversetzt in Zeiten, als der Staat schon einmal wusste, was gut für den Einzelnen ist. Sehr harte Einschnitte gab es in den Wohneinrichtungen für Menschen mit Behinderung und in den Pflegeein-

richtungen für hochbetagte Menschen. Ein Besuchs- und Betretungsverbot wurde ausgesprochen. Das war nicht nur befremdlich, sondern ließ Menschen verborgen hinter den Gebäudemauern aus der Sichtbarkeit verschwinden. Aus Inklusion wurde wieder Exklusion. Alte Menschen sollten nicht mehr einkaufen und keinen Kontakt zu ihren Enkeln haben, junge Menschen durften sich nicht mit ihren Freunden treffen, die Schulen wurden geschlossen und die Betreuung in Kindertagesstätten wurde ausgesetzt. Ein unsichtbares Virus beherrschte alles und jeden Einzelnen in Deutschland, in Halle und im Saalekreis.

Viele Menschen waren unsichtbar und sind es zum Teil bis heute. Unsere Kraft muss jetzt dafür eingesetzt werden, dass die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit wieder sichtbar werden können und selbst entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten wollen.

Weshalb ist das besonders wichtig? Dazu möchte ich ein Beispiel aus meinem privaten Umfeld schildern. In der akuten Phase der Pandemie musste eine Frau das Betretungs- und Besuchsverbot akzeptieren und konnte dadurch ihren Mann nicht besuchen.



Mitarbeiter der Stadtmission nähten Masken für die Beschäftigten der Werkstätten.

Der Mann wurde aufgrund seiner fortgeschrittenen Demenz im Altenheim betreut, während die Frau zu Hause lebte. Die gemeinsam verbrachte Zeit im Pflegeheim brach von einem zum anderen Tag weg. Das engagierte Personal suchte nach Lösungen, um Kontakt mit den Angehörigen auf andere Art möglich zu machen. So kam es im vorliegenden Fall zum Winken vom Balkon und zum Austausch kurzer Botschaften. Doch wenig später wurde die Frau von ihrem Mann gar nicht mehr erkannt. Kein Winken und keine Kurzbotschaften erreichten den Menschen hinter der Demenz. Das gemeinsame Erleben, Berührung, Gespräch, Umarmen - was dem Paar bis zum Besuchsverbot als Beziehungsaufnahmen geblieben war - waren nun in dieser Zeit nicht möglich. Der Zustand des Mannes verschlechterte sich weiter. Es war absehbar, dass er nicht mehr lange zu leben hatte. Der Frau wurde unter strengen Regeln ermöglicht, im Pflegeheim Abschied zu

nehmen. Ihr Mann verstarb vor einigen Wochen.

Eine Geschichte, wie es sicher viele in diesen schwierigen Zeiten gibt. Sie soll für all jene stehen, die noch immer hinter Gebäudemauern verschwinden oder nur für kurze Zeit Besuch empfangen können. All die unsichtbar gewordenen Menschen müssen die Möglichkeit erhalten, wieder sichtbar zu werden und die eigene Freiheit wieder zu genießen. Wir alle müssen die Grundrechte wieder in Anspruch nehmen können und unsere Entscheidungen unter Beachtung der Rahmenbedingungen selbst treffen.

Wir werden zukünftig mit dem Virus leben müssen und können keinen hundertprozentigen Schutz erwarten. Die Regularien wie im Beispiel dürfen nur ein äußerstes Mittel des Staates sein, wenn große Gefahren von etwas ausgehen. Insofern waren es richtige und gute Schritte. Jetzt müssen weitere Schritte

folgen in Richtung Sichtbarmachen aller Menschen unserer bunten, von Vielfalt geprägten Gesellschaft. Ein bewusster, verantwortungsvoller Umgang im Leben mit dem Virus muss beginnen.

Wir haben gerade erlebt, dass es möglich ist. Am Pfingstwochenende sind die ersten BewohnerInnen nach Hause gefahren, wie vor der Pandemie. Zumindest fast wie zuvor, denn es gab neue Regeln und auszufüllende Zettel. Die Regeln sind neu und verunsichern. Aber ich bin sicher, dass wir bald gar nicht mehr darüber nachdenken, sondern sie in unseren Alltag mit dem Virus integrieren und sie akzeptieren lernen als unsere ständigen Begleiter. Die Freude über den Heimatbesuch war den Menschen nach der Rückkehr anzusehen und die Zettel wurden unaufgefordert in den Wohneinrichtungen vorgelegt.

Elke Ronneberger
Geschäftsführerin



**»Positive
Geschichten über-
decken Momente
lang anhaltender
Unsicherheit.«**

SCHUTZ- BEDÜRFTIG

Wie funktioniert ein Alltag, wenn dieser unterbrochen wird? Eine Spurensuche in den Einrichtungen der Evangelischen Stadtmission Halle in den Zeiten der Pandemie

Für uns alle ist Alltag nichts Besonderes. Ein Alltag gibt uns Halt und Sicherheit. Die Woche hat sieben Tage. Davon arbeiten wir in der Regel fünf Tage lang. Unsere Arbeit macht viel von unserer Persönlichkeit aus. Sie gibt uns Sinn. Wir verdienen damit unseren Lebensunterhalt.

Die Arbeit ist jedoch nur ein Teil unseres Lebens und unserer Persönlichkeit. Wir sind soziale Wesen. Wir brauchen andere Menschen, sozialen Austausch. Wir suchen Bestätigung, stecken voller Emotionen. Jederzeit.

Seit 1888, dem Jahr ihrer Gründung, hat die Evangelische Stadtmission vielen Menschen Alltag gegeben. Es waren Hilfesuchende, Hilfegebende darunter, Sinnstifter und Sinn-sucher. Der Alltag wurde im Laufe der Zeit oft unterbrochen. Katastrophen, Notzeiten und gesellschaftliche Umbrüche. Viele Leser und Leserinnen werden sich noch an die Jahre ab 1989, dem Jahr des Mauerfalls und der politischen Wende in unserem Land, erinnern. Auch wenn es viel Ungewissheit, viele Sorgen und Ängste in jenen Jahren gab, das Gelungene, das Positive ist in unser kollektives Gedächtnis eingegangen. Dazu zählen auch Geschichten und Erlebnisse von Menschlichkeit, Solidarität, Freundschaft und Liebe. Diese Geschichten überdecken die Momente von erlittenen Verlusten, oft lang anhaltender Ungewissheit und vielfältigen Sorgen.

Wie ist es heute? Wo stehen wir gerade? Gibt es eine Krise? Der Alltag wurde Mitte März diesen Jahres für alle Menschen in Deutschland jäh unterbrochen. Ein Virus und seine Folgen hat unser Leben verändert. Niemand kann genau sagen, wie lange die seitdem politisch verordneten Veränderungen unseren Alltag noch beeinflussen und einschränken werden. Ein gemeinsames Ziel ist es in den letzten Wochen gewesen, die gesundheitlichen Folgen der Pandemie gering zu halten. Dafür mussten alle Menschen in Deutschland erhebliche Einschränkungen in ihrem Alltag hinnehmen. Einige unserer wichtigsten Bürgerrechte waren mehr oder weniger stark be-

schnitten. Eine anderes in unserem Grundgesetz verankertes Menschenrecht ist in Paragraf 2 Absatz 2 beschrieben: Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit. Dieses Recht spielt in den politischen Entscheidungen eine zentrale Rolle. An ihm werden alle weiteren Freiheitsrechte in diesen Monaten gemessen. Das sollten wir nicht vergessen. Das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit spielt in der Arbeit dieser und aller anderen Evangelischen Stadtmissionen eine besondere Rolle.

Ab dem 12. März verfügten die Bundesregierung und die Landesregierungen in verschiedenen Gesetzen und Verordnungen Schritte zur Eindämmung der Pandemie. Diese Verordnungen hatten und haben einen enormen Einfluss auf die Evangelische Stadtmission und ihren Einrichtungen. Die Kita bot ab dem 16. März nur noch eine Notbetreuung an. Die Hallesche Tafel in der Tangermünder Straße wurde am selben Tag bis auf Weiteres geschlossen. Für alle Wohnformen wurden am 18. März verschiedene Maßnahmen zum Schutz der BewohnerInnen, sowie der Klienten und Mitarbeitenden beschlossen. Alle nicht dringend notwendigen Besuche sollten unterbleiben. Den Beschäftigten der Werkstätten wurde der Zutritt zu den Arbeitsräumen untersagt. Alle Beschäftigten bleiben vorerst zu Hause. Mittlerweile sind einige der Beschränkungen wieder aufgehoben.

Lassen Sie uns in die Einreichung der Stadtmission schauen. Was macht die aktuelle Krise mit uns? Was denken die Mitarbeitenden, die Beschäftigten, die Klienten, BewohnerInnen der Wohnformen?

Eine Spurensuche.

AUF EINMAL RUHE

Auf dem Recyclinghof in Oppin arbeiten normalerweise bis zu 78 Menschen. Mit dem Betretungsverbot aus der Ersten Eindämmungsverordnung des Landes Sachsen Anhalt wirkte das Gelände mit einem Male verwaist.

Wo sonst bis zu 60 Beschäftigte und Mitarbeitende Haushaltsgroß- und Kleingeräte demontierten, Kabel aufarbeiteten und Schrott und andere Wertstoffe durch Demontage für eine Weiterverwendung zurück gewinnen, wo sonst geschäftiges Treiben herrschte, empfing den Besucher Ruhe. Die Rufe der Gartenrotschwänze vom angrenzenden Aeropark mit den langen Reihen an Solarzellen waren bis ins Gebäude des Recyclinghofes Oppin zu hören. Seit dem Mittwoch, dem 18. März hat bis zum 18. Mai keine/r der Beschäftigten das Gelände betreten. Laut der 1. Eindämmungsverordnung des Landes Sachsen-Anhalt galt hier ein Betretungsverbot. Von einem Tag auf den anderen Stille. Der Abteilungsleiter der Teilwerkstatt Oppin Guido Huhndorf beschreibt in einem Gespräch die damalige Situation so:

„Persönlich geht es mir gut. Aber hier auf Arbeit? Nicht so gut, hier ist alles befremdlich. Wo sonst bis zu 60 Menschen sind, ist es jetzt leer.“ Er vermisste jeden Tag den ganz normalen Arbeitsablauf, den Kontakt sowohl zu allen Beschäftigten, als auch zu den Partnern und Auftraggebern außerhalb.

Huhndorf ist auch für den Kaminholzhof in Teutschenthal verantwortlich. Seit der Inbetriebnahme im Jahr 2005 hat sich der Hof eine Vielzahl von treuen Kunden erarbeitet. Wichtig für die Zukunft des Hofes war es in den Wochen und Monaten nach den Einschränkungen, dass die Stammkunden geduldig blieben. In vielen Telefonaten versicherten die Kunden ihre Treue. Die alten Aufträge wurden nicht storniert.

Besonders beeindruckte ihn ein persönliches Erlebnis. Mit dem Betretungsverbot für die Beschäftigten am 18. März übernahmen in vielen Fällen Mitarbeitende in den Werkstätten die Abwicklung von bestehenden Aufträgen. In Oppin standen z.B. am ersten Tag die Gruppenleiter vor einem 8-Tonnen schweren Container mit Geräten der Haushaltsgruppe 3. Dort, wo sonst Beschäftigte standen, arbeiteten jetzt deren Gruppenleiter und Vorgesetzte. „Jetzt merkt man,“ so Huhndorf, „Was die Beschäftigten wirklich schaffen. Da kann man nur den Hut ziehen.“

RECYCLINGHOF OPPIN

Zeppelinring 2
06188 Landsberg / Oppin

Unser Recyclingbereich bietet Menschen mit unterschiedlichsten Stärken die Möglichkeit aktiv zum nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen beizutragen. Besonderer Augenmerk liegt auf der Rückführung wertvoller Rohstoffe verbunden mit einer hohen Zerlegungstiefe.

Thomas Jeschner
Redakteur



»Jetzt merkt man,
was die Beschäf-
tigten wirklich
schaffen.«

SEITENWECHSEL

Wir können jetzt viel mitnehmen, gerade im Umgang mit den Klienten. Wir können unsere Arbeit neu denken.

Wichtige Ansprechpartner für alle Beschäftigten in den Werkstätten sind die Mitarbeitenden im Begleitenden Dienst und der Beruflichen Bildung. Für den letztgenannten Bereich ist Ringo Molkenthin zuständig. Er kennt die Werkstätten in- und auswendig. Weiß um die Probleme dort im Allgemeinen und im Besonderen. Sein Arbeitsplatz ist auch so etwas wie ein Brennglas für die Probleme in der jetzigen Krisensituation, aber auch für die Lösungen und die Hoffnungen.

„Ich darf mich den Klienten widmen. Mir geht es gut.“ Seine Antwort auf die Frage nach dem Wohlbefinden mag überraschen. Er beschreibt den Mehraufwand, die Vielzahl an neuen Problemlagen mit denen er und alle in den Bereichen der Beruflichen Bildung und des Begleitenden Dienstes konfrontiert waren und sind. Anfangs telefonierte er oft den ganzen Tag, ist Ansprechpartner für alle Arten von Fragen. Er befand sich dabei oft in einem virtuellen Raum und musste immer wieder Filterblasen auf allen Seiten aufbrechen. Seine Arbeitssituation nennt er Projekt „Seitenwechsel“.

„Wir können jetzt viel mitnehmen, gerade im Umgang mit den Klienten. Wir können unsere Arbeit neu denken.“ Ihn haben die ersten zwei Wochen nach der Ersten Eindämmungsverordnung des Landes Sachsen-Anhalt sehr berührt. Die Arbeitsplätze der Beschäftigten wurden durch die Mitarbeitenden besetzt. „Da sitzt man nun und packt

Eckventile ein. Spätestens am dritten Tag beginnt man die Perspektive der Beschäftigten zu übernehmen.“ Molkenthins Gedanke dabei ist: „Wir können uns jetzt sehr gut über die Bedingungen von Arbeit und Bildung unterhalten, uns sensibilisieren im Sinne der Beschäftigten.“

Ihm ist wichtig, darüber nachzudenken, welche Alleinstellungsmerkmale die Werkstätten der Stadtmission anderen Einrichtungen gegenüber haben kann. Denn neben den produktionstechnischen Belangen sollten wir uns, so Molkenthin, auch Fragen stellen wie zum Beispiel: Wie betreue ich? Was ist eine sinnstiftende Tätigkeit? Wie sieht die Teilhabe aus, wenn die Menschen hier im besonderen Maße immobil sind, kaum Zugänge zu Informationen und Kommunikation haben?

»Die Krise auch als Chance«

Umso wichtiger war und ist es, dass das Land Sachsen-Anhalt die bestehenden Strukturen der Werkstätten aufrecht erhalten hat. Damit ist das Signal gesendet worden, dass die Arbeit in den

Einrichtungen am Menschen wichtig ist. Allerdings haben die Eindämmungsverordnungen gezeigt, dass die Werkstätten nicht Teil eines weiter gefassten Gesundheitssystems sind. Die Frage stellt sich hier nun, wie systemrelevant ist die Arbeit der Werkstätten? Hier hätte er sich noch mehr Sensibilität in den ersten politischen Entscheidungen gewünscht, einheitlichere Regelungen mindestens auf Landesebene. Denn die Umsetzung einer Notbetreuung lässt sich vielleicht schnell verfügen, aber vor Ort nicht einfach umsetzen. Hier fehlte durch die Politik eine Handlungssicherheit für die Verantwortlichen der Werkstätten.

Während des Gespräches mit ihm klingelte immer wieder sein Telefon. Die Arbeit ruft. Am Ende unseres Gespräches interessierte mich: Was kann bleiben, was nicht? Momentan führe er sehr viele Einzelgespräche mit Klienten. Das könne in die Zeit nach der Pandemie als Erfahrung oder Arbeitsweise mit genommen werden. Ebenso ein Reflektieren über die Tätigkeiten, mit denen wir die Beschäftigten in Kontakt bringen. Dafür könne allerdings die Unsicherheit auf allen Seiten verschwinden, die vor allem in den ersten Wochen der Krise wohl alle in der Stadtmission gespürt haben.



HILFE IN DER NOT

Suchthilfe rettet Leben. Eine niedrigschwellige Beratung als Grundversorgung Suchtkranker ist dabei ein bewährter und wichtiger Baustein der Arbeit. Doch von einen auf den anderen Tag mussten hilfeschuchende Menschen an der Eingangstür der Beratungsstelle abgewiesen werden.

Die Suchtberatung ist ein Ort des Vertrauens. Ein persönlicher und oft auch intensiver Kontakt ist ebenso von herausragender Bedeutung für das Verhältnis der Klienten zu den Mitarbeitenden wie auch die Vielzahl der Angebote. Auf die Frage, welche Einschränkungen im Zuge der Eindämmungsverordnungen die Arbeit der Suchtberatung beeinträchtigt haben, konnten Jürgen Birkner-Schöne und Carina Barnikol kurz und knapp antworten: „Alle Angebote wurden auf Null Kontakte gesetzt, die Beratungen wurden ausschließlich telefonisch und per Mail durchgeführt.“ Wer sich mit der Arbeit der Beratungsstelle beschäftigt, weiß, was diese zwei Sätze bedeuten.

Keine direkten Kontakte zu Klienten und Besucher, keine Treffen der Selbsthilfegruppen, der Sportgruppen, keine Leistungen in der ambulanten Nachsorge, keine Sprechstunden in den Krankenhäusern, den Außenstellen, keine Treffen, keine Kurse, keine Veranstaltungen, keine Fortbildung. Es gab nur telefonische Beratung und schriftliche Kontakte über Emailverkehr. Suchthilfe rettet Leben. Eine niedrigschwellige Beratung als Grundversorgung Suchtkranker ist dabei ein bewährter und wichtiger Baustein der Arbeit. Doch von einen auf den anderen Tag mussten hilfeschuchende Menschen

an der Eingangstür der Beratungsstelle abgewiesen werden. Dies, so die Mitarbeitenden der Suchtberatung, sei besonders deprimierend gewesen. Nicht nachvollziehbar waren für sie in den ersten Tagen der Pandemie die Aussage aus der Kommunalpolitik, Gelder für die Suchtberatungsstellen in der Stadt Halle zu kürzen. Diese Planungsunsicherheiten sorgten für Kopfschütteln und eigenen Zukunftsängsten.

Für die Klienten und Hilfeschuchenden sind die Folgen der ab dem 18. März vollzogenen Einschränkungen noch nicht abzusehen. „Menschen mit Abhängigkeitserkrankungen leiden häufig unter besonders schwerwiegenden chronischen Erkrankungen. Sie sind eine Risikogruppe für COVID-19!“ so Birkner-Schöne. Werden Suchterkrankte nicht versorgt, spitzt sich ihre Lage immer mehr zu.

Die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e.V. (DHS) schreibt in ihren aktuellen Stellungnahmen, dass in Deutschland die Folgekosten durch unbehandelte und sich selbst überlassene Abhängige durch anwachsende Verelendung und Obdachlosigkeit sowie Rückfälle in die Milliarden gehen werden. Da die Beratungsstellen die Basis der Suchtkrankenversorgung sind und eine Brückenfunktion zum Gesundheits-

system darstellen, bleibt eine finanzielle Planungssicherheit Grundlage für die notwendige Arbeit.

Eine kleine Episode aus der Suchtberatung kann dies verdeutlichen. Birkner-Schöne schreibt: „Ein Fall aus dem Saalekreis hat uns besonders berührt. Eine Klientin, die keinen Telefonanschluss, kein Handy besitzt und mit der kein Kontakt mehr bestand. In unserer Außensprechstunde im Saalekreis ließen wir einen Aushang aufhängen, wo wir unsere Erreichbarkeit mitteilten. Wir sahen uns veranlasst, ihr einen Brief zu schreiben, mit aufmunternden Worten und Zeitschriften, Blumensamen und Mundschutzmaske als Beigabe. Auch darauf erfolgte keine Reaktion. Nach sieben Wochen stand sie plötzlich vor der Tür. Als Krisenintervention führten wir das persönliche Gespräch. Ihre soziale Situation spitzt sich weiterhin zu. Die Klientin versucht seit Monaten in das Ambulante Betreute Wohnen (ABW) aufgenommen zu werden. Derzeit scheitert es an einem Gesamtgespräch mit dem Landkreis Saalekreis, da nur telefonische Beratung möglich ist. Wir warten auf einen Rückruf des Landkreises, damit die Telefonberatung in unseren Räumen stattfinden kann.“

ZEIT ZUM NACHDENKEN

Die Veränderungen seit dem März hinterlassen ihre Spuren. Sie regen zum Nachdenken, Reflektieren und Diskutieren an.

Viele Menschen nutzen trotz der digitalen Möglichkeiten privat und im Büroalltag weiterhin sprichwörtlich Papier und Bleistift. Ein Kalender, ob für den Bürotisch oder im passenden Format für die Jackentasche, gehört dabei zu den ganz selbstverständlichen Dingen. Alle Termine können dort eingetragen werden und ordnen so das Leben. Das handschriftliche Eintragen des Termins sorgt nebenbei für eine höhere Wahrscheinlichkeit, sich den Termin zu merken.

Michaela Herrmann koordiniert in der Stadtmission das Ehrenamt. Ihre Termine trägt sie mit einem Bleistift in ihren Kalender aus Papier. Dazu gehören Einzelgespräche, Gesprächsrunden, Planungstreffen, Andachten, Termine in den Werkstätten.

Ab dem 18. März nahm sie immer wieder einen Radiergummi in die Hand und radierte Termine aus, die nicht mehr stattfinden konnten. Nach wenigen Tagen war der Kalender für die kommenden Wochen leer.

„Einerseits kam so etwas wie Entlastung auf – viel frei verfügbare Zeit! Andererseits machte sich so eine Art Weltuntergangsstimmung breit: Nichts geht mehr!“ Sie erinnert sich besonders an die Osterfeiertage: „Die spirituellen Rituale um Ostern herum habe ich sehr vermisst – und ich weiß, dass es nicht nur mir so ging. Am Gründonnerstag dachte ich an die traditionelle Agape-Feier. Am Abend des Karsamstags kamen mir schöne Erinnerungen an die Andachten zum Entzünden der Osterkerze in den letzten Jahren in den Sinn, an die fröhliche Gemeinschaft beim anschließenden Abendessen. Kann ohne diese Feiern denn überhaupt Ostern werden?“ Sie griff zu einem Füllfederhalter und schrieb an alle ehrenamtlichen Mitarbeitenden Ostergrüße, versuchte Impulse und Fragen zum Nachdenken aus der Bibel mitzugeben.

In ihrer alltäglichen Arbeit beschränkte sich die Kommunikation vor allem auf Telefonate und Schreiben per Email. Für einen Menschen mit vielen persönlichen Kontakten und direkten Gesprächen ein sehr ungewöhnlicher Zustand.

Viele Dinge lassen sich im persönlichen Kontakt besser besprechen. Auch entsteht so Vertrauen. Das ist gerade für das Wohnwagen-Projekt in der Silberhöhe sehr wichtig. Es steht immer noch am Anfang. Es ist ein Risiko für das Gedeihen des Projektes, Begegnungen nicht durchführen zu können. Umso erfreulicher ist es, dass die Ehrenamtlichen des Bauwagen-Projektes durch ihr Arbeiten und ihr Gestalten um den Bauwagen herum signalisiert haben: Wir sind da! Das Projekt lebt.

Die Veränderungen seit dem März hinterlassen ihre Spuren. Sie regen zum Nachdenken, Reflektieren und Diskutieren an. Michaela Herrmann wünscht sich, dass die neu angestossene Diskussion über die Würde des Menschen und den Schutz menschlichen Lebens weiter geführt wird. Und eine leise Hoffnung für alle Klima-Aktivisten hat sie noch: „dass diese sonderbare Zeit als unbestreitbares Argument taugt, dass der Staat seeehr viel tun und entscheiden kann, wenn er will, viel mehr als ein Tempolimit auszugeben!“

SCHUTZ UND SICHERHEIT

Sich die Hände geben, sich einfach mal drücken. Wir Menschen brauchen Berührungen. Das sollte auf einmal nicht mehr erlaubt sein? Warum?

Im Wohnheim an der Werkstatt in Johannashall finden die BewohnerInnen Schutz und Sicherheit. Die Einschränkungen durch die Eindämmungsverordnungen haben den Alltag sehr stark verändert und das Leben der Menschen beeinflusst. Diethild Leonhard ist die Einrichtungsleiterin im Wohnheim. Gemeinsam mit den Mitarbeitenden im Wohnheim stellte sie sich der Herausforderung von fast täglich neuen Bestimmungen und Entscheidungen. Sie hat sich Zeit genommen für unsere Fragen und berichtet in ihren Antworten über das aktuelle Leben der BewohnerInnen und die Situation in Johannashall.

Der gravierendste Einschnitt im Wohnheim war die Schließung der WfbM und die Einstellung der Tagesförderung. Der erste Tag nach der Schließung brachte für viele BewohnerInnen eine große Überforderung. Fast alles änderte sich. Die Zusammenhänge konnten oft nur bedingt verstanden werden. Für Viele waren es zuallererst Verlusterfahrungen, die sich einstellten. Der Verlust der Arbeit, der Verlust von einem großen Maß an Autonomie. Einkäufe konnten nur noch in Begleitung erledigt werden, Freunde nicht mehr getroffen, die bekannten Angebote für Therapie und auch für externe Freizeit fielen weg. Hinzu kamen permanente Kontrollen, so z.B. das Händewaschen vor den Mahlzeiten. Besonders schmerzhaft ist für viele BewohnerInnen das neu eingeführte Kontaktverbot gewesen. Sich die Hände geben, sich einfach mal drücken. Wir Menschen brauchen Berührungen. Das sollte auf einmal nicht mehr erlaubt sein?

Warum?

Mit dieser und sehr vielen anderen Fragen haben sich die BewohnerInnen an die Mitarbeitenden des Wohnheimes gewandt. Jeden Tag. Viele der BewohnerInnen konnten die Situation nur bedingt verstehen und fühlten sich durch die Mitarbeitenden bevormundet, da sie die Zusammenhänge zwischen dem Virus und den stattfindenden Maßnahmen nicht bilden konnten. Immer wieder wurde gefragt: „Ist es jetzt vorbei?“

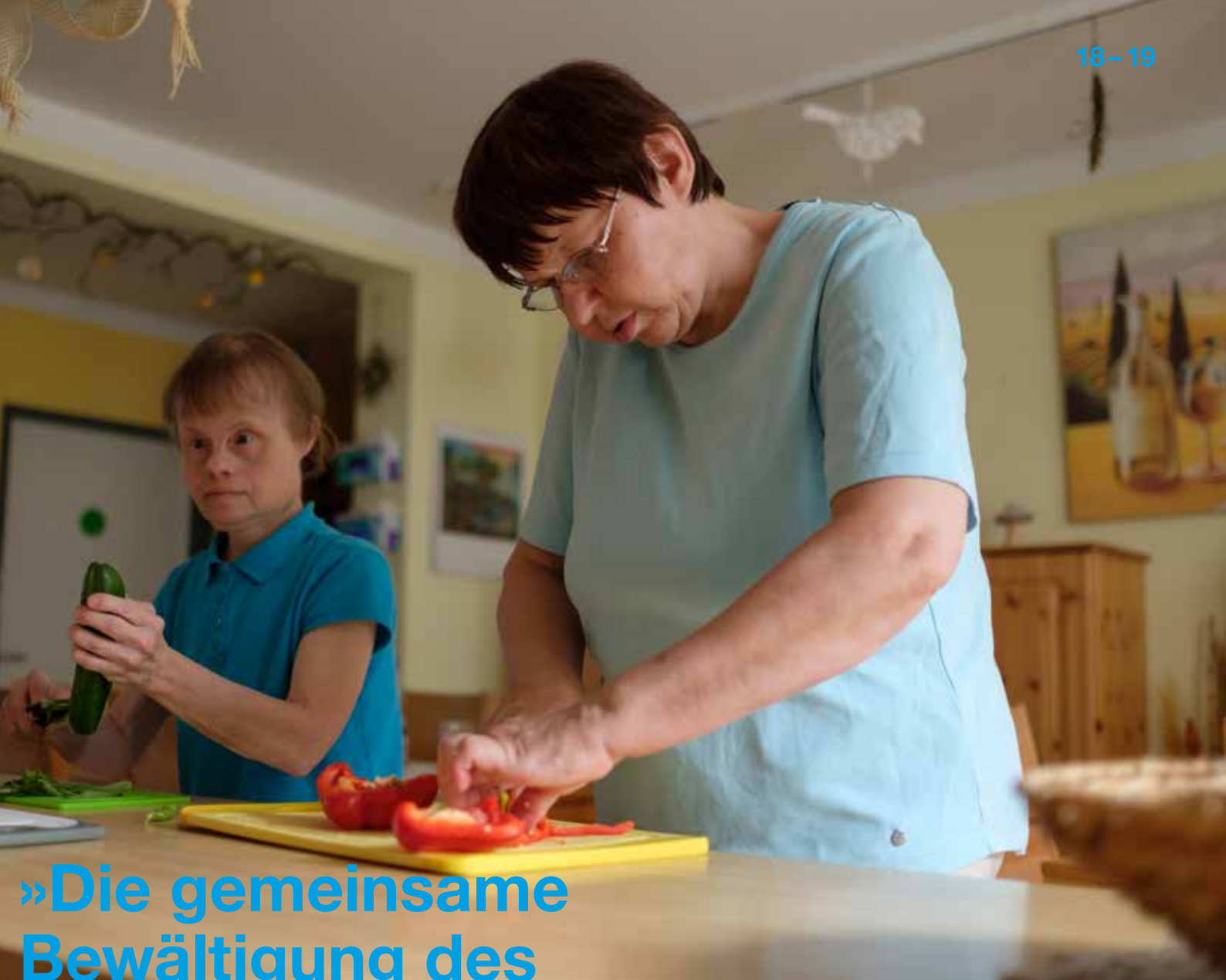
Es sind oft einfache Fragen. Eine solche ist: Wie geht es Ihnen?

Frau Leonhard kann dazu sehr viel berichten. „Eine große Zahl der Mitarbeitenden empfindet die momentane Situation als eine besondere Zeit, welche entschleunigt und Vieles in den Wohnstätten entspannter ablaufen lässt. Sie fühlen sich nicht so „unter Druck“ stehend, haben wesentlich mehr Zeit für die Arbeit mit den BewohnerInnen als organisatorische Dinge für die BewohnerInnen zu erledigen.“

„Viele der BewohnerInnen wurden ausgeglichener.“ Das Ausschlafen, die viele Freizeit sowie die wenigen bis keine Verpflichtungen, die sie in dieser Zeit hatten, waren etwas Besonderes. „Andere“, so Leonhard, „litten regelrecht unter den fehlenden sozialen Kontakten, den fehlenden Besuchen, der Änderung der gewohnten Tagesstruktur, den fehlenden, selbstbestimmten Verlassen der Wohnstätte, der nicht stattfindenden Heimfahrt am Wochenende.“

Ein Ereignis der letzten Wochen ist im Wohnheim in Johannashall sehr vielen in Erinnerung geblieben. Unter den Bedingungen der Corona-Situation leisteten die Mitarbeitenden die Sterbebegleitung einer Bewohnerin. Diese Tage waren emotional stark belastend. Der Verlust einer jahrelangen Mitbewohnerin unter Umständen, in denen viel an gewohnten





»Die gemeinsame Bewältigung des Alltags, bescherte viele schöne Momente«

menschlich-sozialen Verhaltens kaum mehr möglich war, hat auch viele BewohnerInnen mitgenommen.

Doch neben solchen schweren Momenten gab es auch viele Momente des Glücks. Diethild Leonhard hebt das stetige Mitdenken, Umdenken und Mittun im gesamten Team hervor und betont, dass die Arbeit oftmals von gemeinsamen Lachen getragen wurde. Beeindruckt hat sie auch das immer wieder tolle Sozialverhalten.

Die weitreichenden Veränderungen im Leben aller haben oft die Perspektiven aufeinander geändert. Der Trott des Alltags war nicht mehr gegeben. So kamen bisher verborgene Talente einiger BewohnerInnen zum Vorschein.

Wenn sie entscheiden könnte, was in der Zukunft von den

Veränderungen bleiben könne und was nicht, ist die Liste der beizubehaltenden Dinge lang: die Akzeptanz von Hygieneregeln, die schnelle Rückmeldung aus allen Bereichen der Stadtmission, das Zusammenrücken im Team und die gemeinsame Bewältigung von Problemen, die Entschleunigung des Alltags, und vor allem: mehr Zeit für Einzelbetreuung. Auf der anderen Seite hofft sie auf eine Zeit, in der das Tragen des Mund-Nasen-Schutzes nicht mehr notwendig sei. Sie vermisst die so verloren gegangene Mimik.

Und was möchten die BewohnerInnen beibehalten? Die gemeinsame Freizeitgestaltung!

Vermissten dagegen werden wohl alle von ihnen weder das Besuchsverbot, noch das Heimfahrten nicht möglich waren. Auch die Beschränkung des Aufenthaltes im Freien auf dem Einrichtungsgelände kann gern, so schnell es geht, der Vergangenheit angehören.



»Das Interesse an kreativer Beschäftigung stieg an.«

SELBST- BESTIMMT?

Es wurde gestickt, gehäkelt, gemalt. Die Fernsehgeräte verloren an Anziehungskraft. Auch sorgte der Bewegungsdrang für viele schöne Momente.

Für die BewohnerInnen im Betreuten Wohnen ist Eigenständigkeit ein wichtiges Kriterium. Die Betreuung orientiert sich an dem Grad der individuellen Selbstbestimmung und bezieht sich vor allem auf eine Basisversorgung, die Haushaltsführung und soziale Lebensführung, sowie Freizeitgestaltung und die Teilhabe am Leben in der Gesellschaft.

Die Einschränkungen durch die Eindämmungsverordnungen hatten in den Einrichtungen des IBW/BW spürbar das Leben der BewohnerInnen verändert. Am 14. März wurde mit dem Erfassen der Besucher zwecks der Nachvollziehbarkeit möglicher Infektionsketten begonnen. Innerhalb der folgenden Woche gab es fast täglich weitere Einschränkungen und Veränderungen. Zuerst mussten Fahrten z.B. zu den Eltern untersagt werden, am 18. März wurden die Werkstätten geschlossen, so dass die BewohnerInnen der IBW/BW fortan in den Wohnstätten blieben. Besucher konnten nur in wirklich dringenden Fällen zugelassen werden. Ab dem 22. März war dann das Verlassen der Wohnungen nur in triftigen Gründen erlaubt. Ein generelles Besuchsverbot musste in den Einrichtungen ab dem 2. April verfügt werden. Nur wenige Ausnahmen waren erlaubt, so aus medizinischen oder sozial-ethischen Gründen.

Generell sei, so die Einrichtungsleiterin Ines Huhndorf, die Akzeptanz für die Einschränkungen sehr hoch gewesen. Ein Grund hierfür können die intensiven Gespräche gewesen sein, die von den Mitarbeitenden mit den BewohnerInnen über die aktuelle Situation geführt wurden.

Allerdings gab es in einer solchen Ausnahmesituation einige Reibungspunkte: Die Sorgen um die Zukunft, den eigenen Arbeitsplatz, das Fehlen von stabilen sozialen Kontakten, aber auch der Anstieg von Informationen, neuen Dienstanweisungen und Infomaterial.

Der Lebensalltag von allen änderte sich in erheblichen Maße auch im positiven Sinne. Huhndorf konnte beobachten, dass sich vermehrt kleine Gruppen gebildet hatten, um gemeinsam Zeit zu verbringen oder die Mahlzeiten einzunehmen. Das Interesse an kreativer Beschäftigung stieg an. Es wurde gestickt, gehäkelt, gemalt. Die Fernsehgeräte verloren an Anziehungskraft. Auch sorgte der Bewegungsdrang für viele schöne Momente. Sie berichtet von einem Wochenende.

„Es war schönes Wetter. Und unter Einhaltung der Abstandsregeln spielten wir Federball, Tennis und Ball. Die Bewohner waren ausgelassen, hatten ihren Spaß. Die sonst so gedrückte Stimmung, aufgrund der ganzen Regelungen lockerte sich.“

AM FENSTER

Besuche im Haus Bethel in Johannashall waren kaum noch möglich. Eine Mutter wollte den Kontakt zu ihrem Sohn nicht abreißen lassen.

Einen besonderen Stellenwert genießt die Aufrechterhaltung des Alltags im Allgemeinen im Haus Bethel in Johannashall. Für die BewohnerInnen im Wohnheim für schwerst mehrfach behinderte Menschen ist es besonders wichtig, einen klar strukturierten und geregelten Tagesablauf zu haben. Ebenso wichtig ist ein soziales Leben, ein Miteinander. Dazu gehören so selbstverständliche Dinge wie Berührungen, Gespräche, aber auch normale Angebote wie Fußpflege, Friseur oder auch Ausflüge und sportliche Aktivitäten. All das ist mit den Eindämmungsverordnungen im Haus Bethel eingestellt oder zumindest stark eingeschränkt worden. Für alle dort, die Mitarbeitenden und die BewohnerInnen begann Mitte März eine Zeit mit höheren psychischen und physischen Belastungen. Es war eine Zeit wachsender Sorge und so mancher Ängste vor einer unbekanntenen und vor allem nicht sichtbaren Krankheit.

Die Einrichtungsleiterin des Wohnheims Bethel, Nicole Metzler, berichtet von den Herausforderungen. Auf Seiten der Mitarbeitenden kamen viele neue, oft auch kleine Dinge hinzu. Täglich mussten die Temperaturen der BewohnerInnen gemessen werden, die Dokumentationspflicht stieg an. Ständig kamen neue Informationen und auch Anweisungen. Das Tragen des Mund-Nasen-Schutzes schränkten die Bewegungsfreiheit und vor allem die Möglichkeiten der Kommunikation mit den BewohnerInnen und besonders auch mit den Angehörigen ein. So stiegen über einen langen Zeitraum die

psychischen und physischen Belastungen für alle Mitarbeitenden deutlich an.

Auch für die BewohnerInnen brachten die Einschränkungen und die Veränderungen ein hohes Maß an Unsicherheit und eine spürbar gestiegene Angst um die eigene Gesundheit. Besuche im Haus und somit bei den BewohnerInnen waren kaum noch möglich. Viele wichtige Termine des Alltags konnten nicht mehr stattfinden. Therapeutische Maßnahmen und Angebote, wie Friseur, Ausflüge, Logotherapie u.v.m. fielen auf unbestimmte Zeit weg.

Nicole Metzler erzählt eine kleine, berührende Geschichte. Eine Mutter, die regelmäßig ihren Sohn im Haus Bethel besuchte, konnte nun nicht mehr ins Haus hinein. Ihr Sohn wiederum durfte das Haus nicht verlassen. Die Mutter kam dennoch jeden Tag. Sie stellte sich auf den Hof vor das Haus und wartete darauf, dass ihr Sohn zum Fenster kam. Eine Fensterscheibe und einige Meter trennten sie beide. Kein Wort, keine Berührung. Beiden blieben nur Winken, einige Gesten. Und die Hoffnung, dass bald alles vorbei sei.



**»Kontakte konnten
nur über offene
Fenster gehalten
werden«**

Impressum

Evangelische Stadtmission Halle e.V.

Weidenplan 3-5
06108 Halle
T +49 345 2178-0
F +49 345 2178-199
info@stadtmission-halle.de
www.stadtmission-halle.de

Evangelische Bank eG
IBAN: DE94 5206 0410 0108 0061 64
BIC: GENODEF1EK1

Kostenloses Magazin der Evangelischen
Stadtmission Halle e.V.; erscheint halbjährlich;
Herausgeber: Ernst-Christoph Römer (Vorstandsvorsitzender)
Redaktion: Ernst-Christoph Römer (V.i.S.d.P., ecr),
Andreas Riemann, Elke Ronneberger, Thomas Jeschner
Auflage: 2000 Exemplare; Fotos: Archiv, pexels.com, unsplash.com
Herstellung und Layout: Martin Becker; Druck: cewe-print.de;
ISSN-Nr.: 2365-1075